

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 201.

Montag, 3. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banktrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(4. Fortsetzung.)

René Savary war nicht zum erstenmal in London. Er hatte keine Furcht, zugunsten eines geschäftstüchtigen Chauffeurs einen stundenweiten Umweg zu fahren, und befand sich so schon kurze Zeit nach seiner Ankunft in den sauberen Räumen des Viktoria-Hotels am Russels Square.

René nahm ein Bad — bekanntlich gehört ein Bad in englischen Hotels zu jedem Zimmer —, erfrischt, in frischer Wäsche und ungekleidet, fühlte er, wie jetzt allmählich und erlösend eine ungeheure Spannung von ihm abfiel, die ihn während der ganzen Reise gefangen hielt. Er war zu einem Entschluß gekommen.

Sung und elegant betrat er den Speisesaal, legte wie die übrigen Gäste Mantel und Hut auf 's Gitter einer kleinen Ballustrade, auf der eine Lady-Band ein wenig Mozart und Schubert maltraktierte, die schwarzgekleidete, schlechtgeschminkte Empfangsdame eilte ihm entgegen, das Einglas zwischen den Fingern, mit einem bezaubernden Lächeln, das ein schlecht gearbeitetes Gebiß entblößte. René kannte London zu gut, um überrascht zu sein. Und doch machte es ihm Freude, alle diese Eindrücke zu empfangen, die ihm ja alle viel, viel mehr bedeuteten, als nur die wechselnden Eindrücke einer kleinen Vergnügungsfahrt.

Dann, schon nach dem Diner, gab er dem Boy ein Inserat zur Beförderung an die Inseratenannahme der „Times“.

Sensation — Sensation. Die Frankfurter Tageszeitungen gaben Extrablätter heraus, der Geschäftswelt bemächtigte sich eine begreifliche Unruhe, auf den Straßen stand das Publikum in kleinen Trupps zusammen und debattierte eifrig über die letzten Ereignisse. Die Filiale der Italiabank hatte ihre Schalter geschlossen. Die Kontoinhaber bildeten eine erregte Menge vor dem Bankgebäude, vor das man angesichts der steigenden Erregung Polizisten postierte.

Der Banktrach zog ungeahnte Kreise. Durch den Zusammenbruch zweier von den Brüdern Chiari aufgezogenen Firmen erlitten eine Reihe alter, guter Frankfurter Betriebe Verluste, die ihre als sicher ... gesehene Existenz mit einem Schlage vernichteten. Gerüchte schwirrten auf und taten ein übriges, die Erregung der Menschen zu steigern. In den Zeitungen wurde klar und offen die Verhaftung Direktor Chiaris gefordert, dem man die Schuld an diesem Zusammenbruch zuschrieb.

Selbst die Börse wurde durch den Zusammenbruch in Mitleidenschaft gezogen. Die Kurse einiger Frankfurter Unternehmen fielen rapid, die Ungewißheit über die tatsächliche Lage wurde durch immer neue Gerüchte unterstützt — man beruhigte sich auch nicht, als die Zeitungen endlich meldeten, daß die Staatsanwaltschaft die Strafanzeige, die von einer rasch einberufenen stürmischen Gläubigerversammlung mit allem Nachdruck gefordert war, annahm und die Voruntersuchung eröffnete.

Ein Run auf die Sparkassen und Banken der Stadt begann. Man munkelte von Zusammenhängen, die erregten Sparer und Kontoinhaber begannen ihre Einlagen zurückzuziehen — alle beruhigenden Mitteilun-

(Nachdruck verboten.)

gen der Presse verfehlten völlig ihre Wirkung — wie ein Fieber lag es über der alten Handelsstadt.

Die Mordaffäre trat vor den neuen Ereignissen fast zurück.

Es war ein grauer und regnerischer Vormittag, als Kommissar Weiß wieder im Vestibül Chiaris Villa saß. Chiari ließ ihn nicht lange warten — schon kurz nach der Anmeldung kam der Diener mit der Bitte zurück, ihm zu folgen.

Als Weiß dem Direktor gegenüber trat, erschraf er selbst. Welche Veränderung war mit diesem Menschen vor sich gegangen? Mit einer stillen Bewunderung hatte Weiß bisher gesehen, wie dieser Italiener, trotz der Erregungen der letzten Tage, immer noch Haltung bewahrt, eine gewisse Eleganz in Geste und Rede, eine Nerve, die unbedingt imponierte.

Der Mann, der jetzt aber ihm gegenüber saß, war ein alter, verbrauchter Mensch. Das Haar war zerwühlt, das Kinn nicht rasiert. Die Hände Chiaris zitterten, während er dem Kommissar eine Zigarre anbot.

Ein trostloses Lächeln huschte über sein vergrämtes Gesicht.

„Womit kann ich Ihnen heute dienen“, fragte er leise. Stärker wie bisher klang der ausländische Akzent durch. Weiß schüttelte unbewußt den Kopf.

„Heute komme ich noch einmal als Mensch zu Ihnen“, begann er dann eindringlich, ein wenig vorgebeugt, „morgen müßte ich als Beamter kommen...“ „... das heißt...?“, versuchte Chiari eine letzte Aufsehnung.

Weiß hob abwehrend die Hand. „Bleiben wir bei den Tatsachen, Herr Direktor. Erlauben Sie mir einige Fragen?“

Chiari nickte, in sich zusammengesunken. Seine Zigarre lag auf dem Aschenbecher. Ein leichter, blauer Hauch von Rauch zog von ihr in die Höhe.

Weiß nahm sich zusammen. Er atmete tief auf, ehe er begann.

„Sie stehen im Verdacht, in der bewußten Nacht den Portier erschossen zu haben.“ Er hatte sorgsam vermieden, seinen Worten eine besondere Betonung zu geben. Aufmerksam sah er aus halb zugewinkelten Augen nach dem Italiener hinüber. Der rührte sich nicht.

„Es wäre mir ein Leichtes, Haftbefehl gegen Sie zu beantragen, Herr Direktor. Aber ich bin nicht Beamter genug, gegen mein Gefühl zu handeln. Und mein Gefühl sagt mir, daß Sie an dem Mord — wenigstens in der Tat als solcher — unschuldig sind.“

Wieder ließ Weiß eine klug berechnete Pause eintreten und zog an seiner Zigarre. Der Italiener rührte sich noch immer nicht.

„Vielleicht sind Sie sehr überrascht, daß ich so offen bin“, fuhr Weiß nach einer Weile fort. „Aber ich sehe, daß Sie am Ende Ihrer Kraft sind und keinen Widerstand mehr aufbringen.“

Wieder wartete Weiß. Er wußte, daß er viel riskierte. Alles sogar. Aber es mußte gelingen.

„Sie kamen in jener Nacht in die Bank — um — zu stehlen!“

Ganz leise summte eine Fliege am Fenster. Draußen rauschte der Regen eintönig nieder. Die Uhr an der Wand tickte.

„Seit acht Wochen besteht keine Möglichkeit mehr, die Finanzen Ihrer Bank zu ordnen. Ihren Passiven steht — nichts gegenüber. Die Liquidation der Frankfurter Kraftfahrzeuge G. m. b. H. war der Anfang, der Konkurs der Hochhausgesellschaft untergrub ihr Haus. Die Kredite an beide Firmen waren von Ihrem Herrn Bruder gewährt worden. Ich nehme an — ohne Ihr Wissen. Stimmt das?“

Chiari hatte den Kopf gesenkt. Er antwortete nicht.

„Sie haben eine Freundin, Herr Direktor. Übrigens — recht hübsch. Aber verdammt kalt. Ich war gestern bei ihr.“

Weiß lächelte ein wenig.

„Sie haben über der Freundin die Bank vergessen, Herr Direktor. Es ist ein tüchtiges Mädchen. Wie sie mir sagte, hat sie sich inzwischen bereits nach einem anderen, lukrativeren Freund umgesehen!“ Weiß beobachtete scharf. Noch immer machte der Italiener keine Bewegung. Also war er mürbe genug. Viel zu mürbe.

„Sie hatten Ihre Bank vergessen, Direktor Chiari“, fuhr der Kommissar nun ohne jeden ironischen Unterton fort. „Und zwar so total vergessen, daß Sie, als sie endlich bemerkten, wie sehr die Karre verfahren war, nicht mehr die Energie aufbrachten, zu retten, was noch zu retten war. Vielleicht wäre es auch nutzlos gewesen. Die ganze Bankwelt war informiert...“

„Die Frankfurter Bankwelt. Die mich als Ausländer immer wie einen Eindringling ansah. Ich hatte wenig Lebensberechtigung hier“, warf Chiari bitter ein.

„Der Einwand gilt wenig“, lächelte Weiß. „Frankfurts Bankwelt ist alt und hat ihre Tradition. Wenn man Sie als Eindringling empfand, so lag das wohl weniger an der Tatsache Ihres Ausländertums, denn an den Methoden Ihres Hauses. Aber das tut nichts zur Sache. Ich habe dieser Tage, nach dem Mord, mit dem Direktor einer hiesigen Großbank gesprochen. Er ist übrigens Berliner. Also objektiv. Nun — er wußte über Ihre Verhältnisse besser Bescheid, als Sie selbst. Oder besser: als Sie selbst anzugeben für richtig befinden. Man hat Sie genügend gewarnt, Herr Direktor...“

Zum erstenmal nickte Chiari leicht. Es schien, als wolle er sprechen, aber dann besann er sich anders und schwieg. Weiß lächelte.

„Wie hoch war der Betrag, den man aus Ihrem Tresor entwendete?“, fragte er plötzlich und völlig überraschend. Der Hieb saß — Chiari fuhr auf und sah sein Gegenüber einen Augenblick lang fassungslos an. Dann irrte sein Blick wieder ab — irgendwohin.

Weiß schwieg absichtlich. Er fühlte, daß er mehr und mehr Boden gewann.

„Wer wußte von der Existenz dieses Geldes?“ Die Frage war in einem Ton gestellt, daß Chiari antworten mußte.

„Nur ich — meine Freundin und mein Bruder.“ Er sprach sehr langsam und mühevoll. So, als schmerzten ihn die eigenen Worte.

„Sonst niemand?“

„Ich — ich weiß es nicht. Der Kassierer wohl noch...“

Sinnend blickte Weiß dem Rauch seiner Zigarre nach. Dann wieder begann er in gleichgültigem Ton, wie nebensächlich, von den Finanzgeschäften der Bank zu sprechen. Chiari schien ein wenig erstaunt, wie gut der Kommissar über die Einzelheiten informiert war, und allmählich begann er sich selbst für das Thema zu erwärmen.

„Sie erhielten am Tage vor der Mordnacht dreihundertfünzigtausend Dollar in amerikanischen Obligationen aus dem Verkauf großer elsfässiger Liegenschaften eines Kunden, dessen Name in Ihren Büchern nicht geführt ist. Wer war dieser Kunde? Wo ist das Geld?“

Dieser zweite Hieb saß besser, als der erste. Chiari fuhr erschrocken auf. Er war leichenblau im Gesicht.

Weiß lauerte.

Jetzt erst schien es Chiari klar zu werden, daß er sich mit seinen früheren Worten verraten hatte. Er sank auf den Stuhl zurück — seine Hände machten eine hilflose Bewegung.

Weiß wartete noch immer.

Aber Chiari schwieg beharrlich. Noch einmal fragte Weiß, leise, aber bestimmt — wieder kam keine Antwort. Da zuckte der Beamte mit der Schulter und erhob sich.

„Ich bedaure, daß Sie so wenig Einsicht zeigen, Chiari“, meinte er. „Mich interessiert der Raub der Kassa nicht, soweit er mit dem Mord an dem Portier zusammenhängt. Die Angelegenheit des betrügerischen Zusammenbruchs behandelt Staatsanwaltschaftsrat Felder. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß Ihre Offenheit in meiner Angelegenheit Ihnen auch in der anderen geholfen hätte. Aber wie Sie wollen. Es wäre meine Pflicht, Sie sofort zu verhaften. Ich tue es nicht, weil ich erwarte, daß Sie noch rechtzeitig zur Einsicht kommen. Guten Tag.“

Als Kommissar Weiß die Türe öffnete, hörte er schleichende Schritte, die sich hastig entfernten. Einem plötzlich Impuls folgend, eilte er dem Geräusch nach. An dem Gang zur hinteren Lieferantentreppe sah er gerade noch, wie Chiaris alter Diener mit einem scheuen Blick nach rückwärts in der Bedientenstube verschwand.

6.

Ungefähr um die gleiche Zeit, da sich diese Ereignisse im Tresor entwendet“, fragte er plötzlich und völlig wartete ein junger Mann in bescheidener, solider Kleidung im Wartezimmer der deutschen Gesandtschaft in London. Er ging ungeduldig auf und ab, blieb manchmal stehen, um sich die Bilder an den Wänden des Wartezimmers zu betrachten — das Hindenburgbild, einen Kupferstich vom Reichstagsgebäude in Berlin, zwei kleine Ölgemälde, englische Parforcejagden darstellend. Es war offenbar, daß die Gedanken des Wartenden nicht bei diesen Bildern weilten, — denn immer wieder hielt er den Kopf lauschend nach der abgedichteten und dick gepolsterten Verbindungstür zu den übrigen Räumen der Gesandtschaft gerichtet.

Nun wartete er schon eine Viertelstunde, als er endlich eilige Schritte hörte, die sich der Türe näherten. Es gelang ihm noch gerade, sich in unverfänglicher Haltung an den kleinen runden Tisch des Zimmers zu setzen, als auch schon die Türe geöffnet wurde, und ein junger, mit ausgesuchter Eleganz gekleideter Gesandtschaftsbeamter eintrat — den Konferenzblock unter dem Arm.

„Attache von Becker“, murmelte er mit dem obligaten Zusammenschlagen der Akte. Der Fremde verbeugte sich nur leicht.

„Polizeikommissar Neubeker“, sagte er. „Ich bin in einer besonderen Mission hierher beordert — eine Angelegenheit, die volle Discretion verlangt. Es handelt sich um einen Einbruch und Mord in einer italienischen Bankfiliale in Frankfurt a. M. Die entwendeten Gelder sind Eigentum eines noch unbekannten Kunden der Bank. Man vermutet politische Hintergründe. Es besteht der dringendste Verdacht, daß sich der mutmaßliche Täter, ein Deutschamerikaner namens Walker, nach London gewendet hat. Sie haben vermutlich entsprechende Funkberichte bereits erhalten?“

„Ich entsinne mich nicht.“ Der Attache machte eine bedauernde Geste.

(Fortsetzung folgt.)

Fernruf der Seele.

Erlebnis.

Von Feodora Lange.

Ja hatte es doch durchgesehen, die Zusage ihrer Mutter zu der an sie ergangenen Einladung ihrer Pensionsfreundin Vera, die Sommermonate auf deren elterlichen Gute an der russisch-polnischen Grenze zu verbringen. Nur nach langem Düklen und Drängen gab die verwitwete Majorin Alsborn nach. Kannte sie doch zu gut ihre Einzige, deren erzentrishes Wesen ihr oft viel Sorge machte. Fast fühlte sie sich zu schwach, das stürmische Temperament ihres Döchterchens zu zügeln, das, ganz der Vater, vor keiner Tollheit zurückschredte, die Sucht nach Außergerwöhnlichem zu befriedigen. Aber das war es nicht allein, was sie zögern ließ, gönnte sie doch von Herzen ihrem Kinde, das enge Großstadtleben mit dem freien auf dem Lande zu vertauschen. Doch konnte sie sich eines gewissen bangen Gefühls nicht erwehren.

Ja war nun schon seit Wochen auf dem Gute. So herzlich wie der Empfang gestaltete sich auch der Aufenthalt dorten. Sie tauchte ganz unter in dem reichen Wohlleben des alten Herrenhauses, das ihr alles in Hülle und Fülle bot. Mit den beiden jungen Mädchen, Vera hatte noch eine um zwei Jahre jüngere Schwester, Lydia, stets ein Herz und eine Seele, konnte sie ungenhemmt allen Anregungen folgen. Und als sie gar reiten lernte, dünkte sie sich am Ende ihrer Wünsche. So schrieb sie ein um das andere Mal entzückte Briefe nach Hause, so daß sich die Majorin schon selbst über ihr anfängliches Sträuben schalt.

Inzwischen reifte der Sommer seinem Höhepunkt entgegen. Die Heuernte war schon vorüber und das Getreide stand voll und starr. Es kamen Tage heiß und schwer, daß man sich zu träge fand, auch irgend etwas zu unternehmen. Alles legte dem Abend entgegen, der oft auch nicht die ersehnte Kühlung brachte. So war es auch heute. Man hatte das Abendessen auf der Terrasse eingenommen. Der Diener hatte schon längst wieder abberuvert. Die Dame des Hauses erteilte mit halblauter Stimme der Mamsell Anordnungen für den nächsten Tag, während die Mutter des Gutsherrn, eine alte Dame mit schneeweißen Haaren und noch lebhaften dunklen Augen unentwegt Patienten legte, ihre allabendliche Beschäftigung. Der Hausherr, ein starker Fünfziger, in den Händen seiner Döchter Wachs, sie wohl immer hätte gewähren lassen, wenn nicht seine Gattin, eine Norddeutsche mit feinem, tühlem Gesicht, bisweilen energisch eingegriffen hätte. Er saß lässig da, eine glimmende Zigarre zwischen den Fingern und lauschte seiner Altesten, deren weicher Alt aus dem Musikzimmer drang. Meist gesellte sich Ja ihr zu; doch heute lehnte sie untätig an der Brüstung der Terrasse und wippte nur traumverloren mit dem Fuße den Takt. Ihr Blick schweifte zum Firmament. Es war ein Abend, wie sie ihn noch wenig erlebt. Die Schwüle des Tages hatte noch nicht nachgelassen und es schien, als hielte die Natur den Atem an. Nur das Zirpen der Grillen belebte die lastende Stille. Verwirrende Düste entwallten Baum und Strauch. Der Mond streute sein reinstes Silber über die Welt und hüllte den Park in geheimnisvolles Dämmer. Dazu schwirrten Glühwürmchen in Schwärmen durch die Büsche. Ja konnte sich nicht enthalten, einige einzufangen. Die beiden Schwestern hatten sich ihr bald zugesellt und es entstand ein fröhliches Haschen und Jagen. Unter Lachen und Scherzen warfen sie sich die Glühwürmchen ins Haar und nannten sich Königinen der Nacht. So entfernte sich die kleine Gruppe immer mehr vom Herrenhause bis zur andern Seite des Parks, wo sich ein mittelgroßer See befand. Betroffen verhielt Ja den Schritt. Unwahrscheinlich groß hing der Mond über den Bäumen; wiegelte sich in der klaren Flut des Wassers und wob gespenstische Schleier über die Wiese, die sich im Dunkel des Waldes verlor. Gegen die Mitte des Sees aber schimmerten schneeweiß in leuscher Schönheit Seerosen, die zarten Kinder des Mondes.

Ja empfängliches Gemüt empfand überstark die Romantik des Augenblicks. Stumm sog sie das Bild in sich auf, so einige Minuten verharrend. Dann streifte sie fast unbewußt die Kleider von den Schultern und stieg gemessenen Schrittes ins Wasser. Bestremdet sahen die beiden Mädchen ihr zu. Dann folgten sie wortlos ihrem Beispiel. So im Wasser lauernd, kaum flüsternd, genossen sie mit leisem Schauern den vollen Zauber der Sommernacht.

Doch bald gewann der Übermut wieder die Oberhand. Die quacksilbrige Lydia patzte zuerst ins Wasser. Das war der Anfang zu einer fröhlichen Pläntscherei. Wie zwei muntere Fischlein schwammen die Schwestern umher und zeigten alle ihre Künste. Ja, die nicht schwimmen konnte, ließ dabei alle Vorsicht außer Acht und wagte sich immer tiefer in den See. Anfangs machte es ihr Vergnügen, wie sie das nun mehr und mehr bewegte Wasser sanft hob und senkte; doch plötzlich verlor sie den Halt unter den Füßen und sank auch gleich unter. Vera vermiste sie zuerst. Da tauchte sie auch schon ein ganzes Stück abwärts wieder auf und schrie gellend um Hilfe. Schnell gefaßt war Vera mit ein paar Schlägen am Ufer, raffte im Lauf einen Kleiderfetzen auf und slog mehr als sie lief dem Ende des Parks zu, wo sich das Dorf am Rande entlang zog, immerfort „Jwan!“ rufend. Jwan, ein

Dorfbursche, weit und breit als meiste-hafter Schwimmer bekannt, hatte schon mehrere Menschenleben vor dem sicheren Tode des Ertrinkens gerettet. Im Dorfe erfasste man gleich die Situation und der Ruf pflanzte sich fort. Doch Jwan saß in der Dorfschenke. Verwundert steckte er den Kopf zum Fenster heraus. Dann war er auch schon mit großen Sähen am See, unterwegs den Rock von sich schleudernd. Am Ufer saß Lydia noch halberstarrt mit schredersfüllten Augen. Die See hatte sich wieder geglättet und der Mond lächelte darüber hin, als sei nichts geschehen. Doch von Ja war nichts mehr zu sehen. Weit drinnen aber, knapp vor der gesürchteten Stelle kreisten noch große, schwache Ringe. Ohne sich der schweren Schaffstiefel zu entledigen, sprang Jwan hinein. Bei dem klaren Vollmondschein brauchte er nicht lange zu suchen. In der letzten Sekunde, ehe sie ganz in der Tiefe verschwand, gelang es ihm noch, Jans Haar zu erfassen.

Die Wiederbelebungsversuche schienen vergeblich. Die sich nach und nach angesammelten Dorfbewohner begannen schon hier und da leise Sterbelieder zu singen, andere murrten Sterbegerbete. Da endlich, endlich nach langen Bemühungen gab sie schwache Lebenszeichen.

Ja's jugendstarke Natur erholte sich rasch wieder. Doch das nun einmal vom Tode gekennzeichniete Haus mußte ein Opfer hergeben. Mit leeren Händen zog er nicht wieder ab, obwohl ihm die jugendliche Beute lieber gewesen wäre. Die alte Dame erlag vor Schreden und Aufregung einem Herzschlag. Von der Majorin aber traf ein Eilbrief ein: „Was ist um Gottes willen geschehen! Ich erwachte heute Nacht durch zweimaliges angstvolles Rufen: Mutter! Mutter! Gleichzeitig standest du vor mir, ganz in schwarzen Flor gehüllt, mit todestraurigen Augen, dann zerrann dein Bild in nichts.“ Wie sich später herausstellte, war es dieselbe Stunde, in der Ja das Unglück zustieß. Ihr letzter, verzweifelter Gedanke galt der Mutter.

Der Älteste im Altersheim.

Novelle von Lorenz Strachwiz.

Da ist ein weißes zweistöckiges Haus in einem Garten, und dreißig Fenster darin gehören zu dreißig kleinen Zimmern, die sich in ihrer Einrichtung so ähnlich sehen wie Eisenbahnabteile dritter Klasse. Und diese dreißig Zimmer sind bewohnt von dreißig Menschen, die einander so ähnlich sehen wie Geschwister — nein, nicht ganz so und doch mehr: wie Menschen, die das gleiche Schicksal verbindet, das sowohl hinter wie vor ihnen liegt. Zusammengekommen haben sie ein Alter, das ziemlich genau auf Christi Geburt zurückreicht.

Man möchte annehmen, daß diese guten alten Leute mit dem Leben abgeschlossen haben. Aber sie hängen doch am Leben, sie hängen um so zäher am Leben, je älter sie sind. Vom Tod zu sprechen, ist fast bei Todesstrafe verboten. Und jeder ist mit kindlichem Eifer darauf bedacht, rüstiger zu sein oder mindestens zu erscheinen als der andere.

„Wie alt sind Sie denn, Frau?“

„Ich? Dreißig und vier Monate, genau.“

„Oh ...! Ich erst dreißig und drei Monate, genau!“

sagt der andere mit deutlicher Genugtuung und versucht, sich im Kreuz aufzurichten. Je älter man ist, um so genauer nimmt man es mit dem Altersunterschied. Zum Schluß fallen sogar die Tage, ja die Stunden ins Gewicht. Und der Unterschied von einem Monat verpflichtet, um zehn Jahre jünger zu erscheinen.

Da ist ein Neuer gekommen. Es ist immer ein Ereignis, wenn ein Neuer ankommt. Man betastet ihn mit den Augen, schäpft ihn ein, begegnet ihm mit freudlichem Mißtrauen, niemand kennt den Neuen. Er ist ein kleines dürres Männchen, wie ein trodener Apfel, und im Kreuz eingeknickt, so daß er ständig in einem stumpfen Winkel geht. Aber einen schönen weißen Bart hat er, in Trapezform, von den Ohrläppchen herab bis zur Halskehle, und hier wagerecht abgeschnitten. Sein Mund ist wie ein Wurzelspizel, so voller strahlenförmig nach vorn gezogener Falten.

Als sich herausstellt, daß er der Älteste ist von allen, schwindet das Mißtrauen, die Freundlichkeit bleibt und ist ganz ehrlich. Man gewährt ihm gar eine Vorzugsstellung, so etwa wie man einem zum Tod Verurteilten noch einmal ein gutes Essen gönnt.

Rasimir Brecht heißt er. Er kommt nicht aus dem Städtchen, zu dessen Verwaltung das Altersheim gehört, sondern von weit her, von jenseits des Wassers, aus Amerika. Auch das gibt ihm ein besonderes Ansehen. Den ganzen Tag mahlen seine Waden, er laut Gummli. Seine Zähne sind noch sehr gut, fast könnte man ihn darum beneiden.

Rasimir ...? Rasimir Brecht ...? In jenem alten Weiblein, das genau dreißig und vier Monate ist, verursacht der Name ein merkwürdiges Rumoren. Rasimir ...! Rasimir ...! Das klingt ... klingt das nicht wie: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein?“ oder „Aber's Jahr, aber's Jahr, wenn ich ...?“ Ja, nach solchen alten vertrauten Liebern klingt ihr der Name, und wenn sie ihn ausspricht, so sieht sie eine blühende Wiese, von einem jungen Bach durchschnitten, an dem lichtgrüne

Frühlingsweiden mit Nischen hängen. Ein weißes Häuschen liegt in der Wiese, nahe am Wald, und in dem Häuschen ist ein junger Mensch ...! Der Name klingt ihr wie eine dünne Glode, die hinter Bergen und Tälern, ja sogar hinter den Wollen schwingt.

Und plötzlich kößt die Erinnerung durch wie ein Samen-korn den Trieb durch das Erbreich. Kasimir Dreht, den kennt sie ja. Wenn er auch von jenseits des Wassers gekommen ist, aus Amerika oder sonstwoher, so stammt er doch aus dem Städtchen und gehört zu diesen dreißig Geschwistern. Sehr gut kennt sie ihn, und alles fällt ihr wieder ein. Vierzig, fünfzig Jahre hat sie nicht an ihn gedacht, nun weiß sie wieder, daß sie mit ihm getanzt hat, daß er ihr einmal gesagt hat, sie sei wirklich ein außerordentlich hübsches Mädel, daß er ihr eine Brosche geschenkt hat. Und geküßt hat er sie sogar auch, damals, als sein Mund gern lachte und große Worte sprach von einer großen Zukunft. Er hatte es weit bringen wollen, bestiegen war er wahrscheinlich auch so weit fortgegangen; denn alle Leute, die es so weit bringen wollen, sehen in der Regel nicht das Gute in ihrer Nähe. Er hatte sie dann wohl vergessen über seinen großen Plänen, wie sie ihn vergessen hatte über ihren kleinen Mädeligkeiten.

Nun also, das ist Kasimir, der jetzt noch einmal in ihr Leben tritt und vierzig oder fünfzig Jahre auslöscht. Wahrscheinlich eine Stunde lang sitzt sie in ihrer Kammer und ist erregt wie ein junges Mädelchen. So alte Leute können fünfzig Jahre glatt wegwischen wie Staub von einem alten ausgegrabenen Möbelstück — du fährst mit der Hand drüber hin und siehst wohl! die Politur glänzt wie vor hundert Jahren so echt und neu.

Ich muß zu ihm gehen, ich muß mich ein bißchen um ihn kümmern, denkt sie. Er wird vieles nicht gewohnt sein hier, und niemanden kennt er. Und er ist so alt! — Und dann: Jetzt ist er also wieder zurückgekommen, und aus seinen großen Plänen ist nichts geworden. Ja, ja, das Leben! Der arme Kerl!

Sie macht sich also zurecht, um vor seinen Augen bestehen zu können. Wahrhaftig, vor dem kleinen Spiegel macht sie sich zurecht, als gelte es heute wie damals auf dem Tanzboden unliebsame Konkurrenz auszustechen. Als sie an seine Zimmertür klopf, klopf ihr Herz mit. Ja, warum sollte das Herz von solchen alten Leuten, die eigentlich mit dem Leben abgeschlossen haben, nicht auch rascher klopfen können!

Und steht vor ihm und sagt mit einer vor Aufregung hellen Stimme: „Herr Dreht, ich glaub', wir kennen uns. Ich bin die Anna, wissen Sie noch ...?“

Sie braucht nicht viel zu sagen, um ihm die Erinnerung geschmeidig zu machen. Herr Dreht ist trotz seiner bald achtzig Jahre noch ganz klar bei Verstand, und er erkennt sie sofort, als sie ihren Namen nennt.

„Ja, ja, ja“, nicht er, indem er ihre Hand hält. „Das bist du, Anna. Gud mal, daß wir uns noch einmal sehen im Leben, wer hätte das gedacht!“

Ja, und ich möchte dich gern fragen, ob du vielleicht bei mir eine Tasse Kaffee trinken willst. Ich hab' ein Zimmer nach dem Wald zu, und die Burg kann man auch sehen.“

„Ach, die Burg auch? Ja, ja, die Burg ...! Da bin ich manches Mal gewesen. Wenn mir recht ist, sogar mit dir zusammen einmal. Und 's war dunkel.“

„Freilich. Aber du mußt nicht alles so herumliegen lassen in deinem Zimmer. Das ist ja wie bei einem Junggesellen, da fehlt eine Frau, mein' ich. Ich werd' jeden Tag 'mal kommen und bei dir Ordnung machen.“

„Ja, es fehlt halt eine Frau“, sagt er und lacht, so daß das Faltenstrahlenbündel heftig in Verrennung gerät.

Sie trinken also Kaffee im Zimmer von der Anna. Das Fenster steht offen, obwohl es schon ein ziemlich kühler Herbsttag ist. Aber sie müssen den Rauch haben, den der braunrote Wald ausströmt, damit sie das Leben näher haben, aus dem sie kommen.

Viel sprechen wollen sie nicht. Sie essen den Kuchen, den die Anna gekauft hat, und trinken den köstlichen Kaffee der auf das Wohl ihrer Unbefohlenen bedachten Anstalt.

„Was hast du denn so getrieben all die Jahre?“ fragte sie mal. „Ach ...“ Kasimir macht so eine Handbewegung. „Allerhand, mal das, mal das.“

„Ja, das Leben ist nicht leicht.“

„Nein, leicht ist es nicht.“

Darüber sind sie sich dann einig, daß das Leben nicht leicht ist.

„Man denkt immer, es wird besser“, sagt er. „Und wartet von einem Tag auf den anderen, von einem Jahr zum anderen und hofft und hofft und denkt: einmal muß doch der große Schlag kommen.“

„Man erwartet zuviel vom Leben“, nickt sie.

Dann sind sie wieder still. Fast endlos lange still. Schweigen bedrückt solche alte Leute nicht. Sie denken lange Gedankengänge dabei, manchmal klar, manchmal verworren, und manchmal wird ein Gedanke, der sie besonders heftig bewegt, aus Versehen laut.

So sagt Kasimir jetzt: „Wenn man gewußt hätt', wie alles kommt ... Du warst ja wirklich ein außerordentlich hübsches Mädel. Man hätte heiraten sollen. Wir hätten, glaube ich, ganz

gut zusammengepaßt, du und ich. Wir hätten hier gewohnt, und wir wären sicher ganz glücklich gewesen. Und wir hätten Kinder haben können ...“

Und nach einer Weile setzt er hinzu: „Bei all seinen Plänen und all seinem Warten hat man sich das Mädel entgehen lassen. Du warst einmal ein junges Mädel, und ich war auch jung und gar nicht so übel. Wenn ich daran denke ...! Jetzt ist es zu spät ...“

Und dann spricht er in Gedanken weiter. Das Schweigen um sie ist so weich und köstlich.

Vor dem Fenster steht eine Birke. Die Birke nennt man einen bräutlichen Baum, aber auch bei einer Birke fallen im Herbst die Blätter ab. Zwei Espen sitzen nebeneinander auf einem Ast. Ihr warmer, flaumiger Leib hockt tief auf den zur Ruhe gebuckten Beinen, und der Kopf steht müde im Gefieder.

Anna sieht die zwei grauen Vögelchen und sagt vor sich hin: „Ja, jetzt ist es zu spät ...“

200 Jahre Robinson-Insel.

Der deutsche Heldenfriedhof von Coronel.

1731 starb Daniel Defoe im Alter von 70 Jahren. Er hatte noch die Genugtuung erlebt, daß sein Werk „Robinson Crusoe“ zuerst in England und dann in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregt und ihm selbst reichen Gewinn abgeworfen hatte.

Defoe hatte das Tagebuch eines schottischen Matrosen, Alexander Sellirt, für sein Werk benutzt. Sellirt war durch Schiffbruch auf die Insel Mas a Tierra verschlagen worden. Sie ist die Hauptinsel der Juan-Fernandez-Gruppe im Stillen Ozean, 670 Kilometer von Valparaiso entfernt.

Sie trägt seit 200 Jahren, seit dem Tode Defoes, den Namen Robinson-Insel, hat 300 Einwohner, und für Deutschland ist sie dadurch von wehmütiger und geschichtlicher Bedeutung, daß auf ihr der Heldenfriedhof der in der Seeschlacht von Coronel gestorbenen Matrosen liegt, die am 1. November 1914 unter Graf Spee fern der Heimat starben.

Auf dieser damals noch unbewohnten Insel brachte Sellirt 5 Jahre lang bis zum Jahre 1709 zu, wo er durch ein zufällig anlaufendes englisches Schiff gerettet wurde.

Man nahm ihn nach London mit, wo seine Abenteuer bald den allgemeinen Gesprächsstoff bildeten.

Defoe setzte sich mit Sellirt in Verbindung und schuf aus dessen Aufzeichnungen seinen unsterblichen Robinson Crusoe.

Als das Buch 1720 ins Deutsche übersetzt wurde, löste es eine Wirkung aus, die bisher kein Buch mehr erreicht hat. Bis 1750 erschienen nicht nur Auflage über Auflage, sondern auch über 50 Nachbildungen des Wertes. Und zwar Nachbildungen wunderlicher Art, die sogenannten Robinsonaden.

„Der geistliche Robinson“, „Der medizinische Robinson“, zwei westfälische, der bayerische, hessische, hamburger, jüdische Robinson usw.

Auch „Robinson und ihre Tochter Robinsonen“ kam auf den Markt.

Jedenfalls hat das in seiner Art klassische Werk die Jugend durch zwei Jahrhunderte hindurch erbauet und gefesselt, und die Insel wurde in den letzten Jahren mehr und mehr das Ziel vieler Reisender.

Von Chile aus werden jedes Jahr um die Weihnachtszeit große Gesellschaftsfahrten zur Robinson-Insel unternommen.

Wie die Zeitung „El Mercurio“ in Valparaiso jetzt feststellt, ist dieser Waisenfahrt sogar zu einer Landplage geworden.

Besonders die englischen und amerikanischen Reisenden haben dadurch Verwüstungen angerichtet, daß sie den Baumbestand um Äste und Zweige als „Andenken“ plünderten.

So sind die dort wachsenden Sandelholzstämmen und Chontapalmen durch diese Unsitte derart gefährdet, daß die Zeitung ihre Regierung zu energischem Naturschutz auffordert.

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Letzte Anordnung.

Umgeben von ihrem Gepäc erledigte die elegante Blondine ihre letzten Geschäfte in dem Hotel, das sie nach längerem Aufenthalt verließ. „Und wenn etwa Briefe von einem schlanken jungen Herrn mit blauen Augen und kleinem Schnurrbart kommen, brauchen Sie sie mir nicht nachzuschicken“, legte sie dem Portier ans Herz.

Mit nichts zufrieden.

„Was sagst Du zu Egon?“ fragt die Tochter ihren Vater, indem sie überschau über ihre Bewerber hält. „Nein, der ist zu nichts fähig.“ erwidert Papa. „Und was hast Du gegen Georg?“ „O noch viel mehr! Der ist zu allem fähig!“